

N° 25 — 24. JUNI 2017

# DAS MAGAZIN

56 JAHRE

hielt meine Familie diese Frau als Sklavin

*Von Alex Tizon*

# UNSERE SKLAVIN LOLA

Sie lebte 56 Jahre bei uns, zog mich und meine Geschwister gross, bekam von meinen Eltern keinen Lohn, keinen Dank und kein eigenes Bett. Ich war elf, als ich merkte, dass das nicht normal war.

VON ALEX TIZON



Im Frühjahr 1943 bot der Grossvater des Autors der damals 18-jährigen Eudocia Tomas Pulido einen Vertrag an: Wenn sie für die Familie arbeite, bekomme sie freie Kost und Logis. Die junge Frau wusste nicht, dass sie soeben ihr Leben verkauft hatte.

Ihre Asche füllte eine Plastikbox von der Grösse eines Toasters und wog etwas mehr als anderthalb Kilo. Ich steckte die Box in einen Baumwollbeutel und verstaute sie in meinem Fluggepäck. Ich wollte die sterblichen Überreste einer Frau, die 56 Jahre lang so etwas wie unsere Haussklavin gewesen war, in ihr Heimatdorf auf den Philippinen überführen.

Sie hiess Eudocia Tomas Pulido. Wir nannten sie Lola. Sie war einen Meter fünfzig gross, hatte kaffeebraune Haut und Mandelaugen. Das alles sehe ich immer noch deutlich vor mir, denn es gehört zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen. Sie war achtzehn Jahre alt, als sie zu meiner Mutter kam – genauer: als mein Grossvater sie meiner Mutter zum Geschenk machte. Und als wir später von den Philippinen in die USA zogen, nahmen wir sie mit. Beim Gedanken an so ein Leben fällt mir nur das Wort Sklavin ein. Sie war vor allen anderen wach und ging erst zu Bett, wenn alle schon schliefen. Sie bereitete nicht nur drei Mahlzeiten täglich zu, putzte das Haus und nahm meinen Eltern jeden Handgriff ab, sondern kümmerte sich nebenbei auch noch um mich und meine vier Geschwister. Für ihre Tätigkeit erhielt sie von meinen Eltern keinen Peso, keinen Cent, musste sich stattdessen von morgens bis abends Beschimpfungen anhören. Sie trug zwar keine Füsseisen, aber ganz undenkbar wäre auch das nicht gewesen. Wenn ich abends ins Badezimmer ging, sah ich sie oft schlafend auf einem Berg Wäsche in der Ecke liegen. Im Schlaf umklammerten ihre Finger die Wäschestücke, die sie gerade zusammenlegen wollte.

Für unsere Nachbarn in den USA waren wir das Musterbeispiel einer gelungenen Integration: eine typisch amerikanische Familie, nur eben mit Migrationshintergrund. Mein Vater hatte ein abgeschlossenes Jurastudium, meine Mutter befand sich in der Arztausbildung. Meine Geschwister und ich, wir waren alle gut in der Schule und sagten artig Bitte oder Danke. Nur über Lola verloren wir niemals ein Wort, sie war Familiengeheimnis.

Nachdem meine Mutter 1999 an Leukämie gestorben war, zog Lola zu mir. Ich hatte mittlerweile selber Familie und wohnte in einem hübschen Ort am nördlichen Stadtrand Seattles –

der amerikanische Traum. Quasi über Nacht hatte ich eine Haussklavin.

Am Gepäckband in Manila sah ich als Erstes nach, ob Lolas Asche noch im Koffer war. Draussen vor dem Terminal sog ich das vertraute philippinische Aroma ein: ein Gemisch aus Abgasen, Müll, einem Hauch Meeresbrise und dem Duft exotischer Früchte.

Früh am nächsten Morgen hatte ich einen Fahrer, einen freundlichen Mann mittleren Alters, Spitzname Doods. Gemeinsam machten wir uns in seinem Pick-up Truck auf den Weg. Wir fuhren nach Norden in die Zentralebene der Insel Luzon, in die Provinz Tarlac, Reisland. Es war auch die Heimat von Army Lieutenant Tomas Asuncion, den man nie ohne Zigarre im Mund sah: mein Grossvater. Unsere Familienhistorie beschreibt ihn als exzentrisches Original mit Anfällen von Schwermut, der viel Land besass, aber kaum Geld, und der Wert darauf legte, seine diversen Geliebten räumlich getrennt auf seinen Ländereien unterzubringen. Seine Frau starb bei der Geburt ihres einzigen Kindes – meiner Mutter. Die wurde von Dienstmädchen aufgezogen, die in der Landessprache *utusans* heissen – «diejenigen, die herumkommandiert werden».

Die Sklaverei auf den Philippinen hat eine lange Geschichte. Schon vor den spanischen Kolonialherren war es üblich, Bewohner anderer Inseln zu versklaven. Das konnten Kriegsgefangene sein, Verbrecher oder auch nur Schuldner. Und es gab sie in verschiedenen Klassen. Krieger konnten durch besondere Tapferkeit ihre Freiheit zurückerlangen. Haussklaven hingegen zählten zum beweglichen Besitz ihrer Eigentümer und konnten jederzeit weiterverkauft oder getauscht werden. Hochrangige Sklaven konnten ihrerseits – rangniedere – Sklaven besitzen. Am Ende der Kette herrschten die Niederen über die Niedrigsten, die nichts besaßen ausser ihrer Arbeitskraft.

Die Spanier, die sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts auf der Insel festsetzten, unterwarfen sie alle und brachten weitere Sklaven aus Afrika und Südamerika ins Land. Zwar schaffte die spanische Krone nach und nach die Sklaverei ab, doch in entlegenen Winkeln des Archipels existierte sie bis ins 20. Jahrhundert, als Amerika die neue Kolonial-

macht war. Noch heute haben selbst die Armen ihre Diener. Nach unten scheint es keine Grenze zu geben, solange nur jemand noch ärmer ist als sie selber.

Lieutenant Tom besass auf seinem Land bereits drei leibeigene Familien. Doch im Frühjahr 1943, unter japanischer Besatzung, brachte er aus einem Nachbardorf noch ein Mädchen mit – Lola. Der Lieutenant ging sehr geschickt vor. Er erkannte, dass das Mädchen mittellos war und auch nie eine Schule besucht hatte. Ideales Material für seine Zwecke, formbar. Die Eltern wollten sie mit einem Schweinezüchter verheiraten, und die Verzweiflung des Mädchens war gross, denn sie sah keinen Ausweg. Da machte Tom ihr ein Angebot: Wenn sie sich um seine zwölfjährige Tochter kümmere, biete er ihr Kost und Logis. Lola willigte ein, übersah aber die unbefristete Laufzeit des Vertrags – sie hatte soeben ihr Leben verkauft.

«Sie ist mein Geschenk für dich», sagte Lieutenant Tom zu meiner Mutter. «Aber ich will sie nicht», antwortete meine Mutter, obwohl sie wusste, dass sie keine Wahl hatte.

Lieutenant Tom zog in den Krieg gegen die japanischen Invasoren und liess meine Mutter allein mit Lola in dem knarrenden Haus zurück. Lola kochte für sie, wusch sie, kleidete sie an. Wenn sie zum Markt gingen, hielt Lola den Sonnenschirm über sie. Und abends, wenn die Hausarbeit erledigt war (die Hunde gefüttert, die Wäsche im Fluss gewaschen und zusammengelegt), sass sie mit einem Fächer an ihrem Bett, bis sie eingeschlafen war.

Eines Tages, auf Fronturlaub, erwischte Lieutenant Tom meine Mutter bei einer Lüge. Es ging um einen Jungen, mit dem meine Mutter nicht reden sollte. Wütend befahl er sie «über den Tisch». Es war klar, was das bedeutete. Meine Mutter verkroch sich in die Ecke und erklärte, Lola werde die Strafe für sie in Empfang nehmen. Lola blickte meine Mutter flehentlich an, stand dann aber auf und beugte sich über den Tisch. Sie hielt sich an der Tischkante fest, als Tom mit seinem Gürtel Mass nahm und ihr zwölf Schläge verpasste, begleitet jeweils von einer Rate der pädagogischen Botschaft:

Du. Sollst. Mich. Nicht. An. Lügen.  
Du. Sollst. Mich. Nicht. An. Lügen.

Lola gab keinen Laut von sich.

Meine Mutter hat diese Geschichte später des Öfteren erzählt und schien nachträglich belustigt, als wollte sie sagen: Ist das zu fassen? Dass ich einmal so war? Als ich Lola davon erzählte, fragte sie, wie die Version meiner Mutter lautete. Mit gesenktem Blick hörte sie zu, als ich alles noch einmal erzählte. Dann sah sie mich traurig an und sagte nur: «Ja, so war es.»

Sieben Jahre später, 1950, heiratete Mutter meinen Vater und zog nach Manila, wohin sie Lola mitnahm.

1951 brachte Lieutenant Tom die Dämonen, die ihn sein halbes Leben lang gequält hatten, mit einer Patrone Kaliber .32 zum Schweigen. Mom sprach fast nie darüber. Sie besass sein Temperament: herrschsüchtig, extrem verletzlich und zu düsteren Stimmungen neigend. Zu eigen gemacht hatte sie sich auch seinen Umgang mit der Welt: Alle, die in der Hackordnung unter ihr standen, sollten spüren, dass sie unter ihr standen, zum eigenen wie zum Wohl der Familie.

Mein Bruder Arthur kam 1951 auf die Welt, der Nächste war ich, danach wurden in rascher Folge meine andern drei Geschwister geboren. Natürlich erwarteten meine Eltern von Lola, dass sie den Kindern ebenso bereitwillig zu Diensten war wie zuvor ihnen allein. Sie selbst studierten derweil weiter, machten ihre Abschlüsse und reihten sich ein in das Heer arbeitsloser Akademiker. Dann kam die Wende: Vater ergatterte einen Job als Analyst im philippinischen Aussenministerium. Das Gehalt war zwar kümmerlich, aber sein Arbeitsplatz sollte in den USA sein, dem Land, von dem meine Eltern immer geträumt hatten, wo all ihre Hoffnungen nun Realität werden würden.

Vaters Aufenthaltstitel umschloss die Familie und eine Hausangestellte. Da meine Eltern davon ausgingen, dass sie beide würden arbeiten müssen, brauchten sie Lola für die Kinder und den Haushalt. Doch als meine Mutter Lola den Plan darlegte, war deren Widerwille nicht zu übersehen. Jahre später sagte sie mir: «Amerika war zu weit weg. Was, wenn deine Eltern mich nie wieder nach Hause liessen?»

Schliesslich konnte mein Vater Lola davon überzeugen, dass sich mit dem Umzug auch ihre Lage verbessern würden. Sobald sie in Amerika Fuss gefasst hätten, so versprach er, sollte sie ein «Taschengeld» erhalten, das sie ihren Eltern auf dem Dorf schicken konnte. Diese lebten in einer Hütte mit Lehm Fussboden, doch mit Lolas Hilfe sei ein Haus aus Beton durchaus erreichbar. Kurz, ihr ganzes Leben könne sich grundlegend ändern. Denk doch mal, Lola!

**A**m 12. Mai 1964 landeten wir in Los Angeles. Lola war damals schon 21 Jahre bei meiner Mutter. In vieler Hinsicht war sie für mich mehr als Mutter und Vater, denn ihr Gesicht war das erste, das ich morgens sah, und das letzte, wenn abends das Licht ausging. Lola («Oh-ah») war der erste Name, den ich als Kind lernte, lange vor «Mom», lange vor «Dad». Bevor mich Lola in den Arm genommen hatte, wollte ich abends nicht schlafen.

Bei unserer Ankunft in den USA war ich vier Jahre alt, zu jung, um Lolas Platz in unserer Familie infrage zu stellen. Aber je älter meine Geschwister und ich wurden, desto mehr unterschied sich unsere Perspektive von der unserer Eltern. Die neue Umgebung prägte uns, und wir sahen die Welt auf eine Weise, die weder Mutter noch Vater nachvollziehen konnten.

Lola erhielt ihr Taschengeld übrigens nie. Nach einigen Jahren fragte sie vorsichtig nach, da ihre Mutter erkrankt war und sich die nötigen Medikamente nicht leisten konnte. «*Pwede ba?*», fragte sie auf Tagalog. Ist es möglich? Worauf meine Mutter ostentativ seufzte, und mein Vater sagte: «Wie kannst du nur so etwas fragen? Du siehst doch, wie wir hier kämpfen müssen. Schämst du dich nicht?»

Meine Eltern hatten sich für den Umzug in die USA Geld geliehen – und später noch mehr Geld, um in den USA bleiben zu können. Vom Generalkonsulat in Los Angeles wurde mein Vater ins philippinische Konsulat in Seattle versetzt, sein Jahresgehalt betrug 5600 Dollar. Er nahm einen Nebenjob als Reiniger von Viehanhängern an, später noch einen als Geldeintreiber. Mutter arbeitete als medizinisch-technische Assistentin in mehreren Labors. Wir sahen die beiden kaum, und

wenn doch, dann waren sie müde und gereizt.

Oft kam Mutter nach Hause und beschimpfte Lola, weil sie angeblich nicht geputzt oder die Post nicht heringeholt hatte. «Was ist denn so schwer daran, die Post zu holen?», giftete sie. «Jeder Schwachkopf kann sich das merken.» Später kam mein Vater, und auch er liess kein gutes Haar an Lola. Nur dass er immer so laut wurde, dass alle am liebsten in der Erde versunken wären. Zuweilen nahmen sie sich Lola gar gemeinsam vor, bis sie heulend zusammenbrach. Mir schien, als sei dies beabsichtigt.

Das verwirrte mich: Meine Eltern waren doch so gut zu mir und meinen Geschwistern. Und im nächsten Moment so gemein zu Lola. Ich war elf oder zwölf Jahre alt, als mir Lolas Situation allmählich bewusst wurde. Mein acht Jahre älterer Bruder Arthur mit seinen rebellischen Kommentaren war da weiter. Er brachte auch das Wort «Sklave» auf. Bis dahin hatte ich Lola für eine Art schwarzes Schaf der Familie gehalten. Ich hasste es, wenn meine Eltern sie anschrien, aber es wäre mir nicht im Traum eingefallen, dass sie in diesem Spiel die Bösen waren – und das Verhältnis zwischen uns und Lola zu tiefst unmoralisch.

«Kennst du irgendjemanden hier, der so behandelt wird wie sie?», fragte Arthur. «Wer führt ein Leben wie diese Frau?» Damit keine Missverständnisse aufkamen, fasste er ihre Lebensrealität für mich zusammen: Kein Lohn, aber sieben Arbeitstage die Woche. Beleidigungen und andauernde Schikanen selbst für Kleinigkeiten. Ausruhen nicht erlaubt, selbst wenn ihr abends die Augen zufallen. Bei Widerworten setzt es Schläge. Kleidung besteht aus abgelegten Klamotten der Familie. Und zu essen gibt es die Reste, einzunehmen allein in der Küche. Ausgang nur selten. Deshalb hatte sie ausser der Familie auch weder Freunde noch Hobbys. Natürlich auch kein eigenes Zimmer. Egal wo wir wohnten, ihr Schlafplatz befand sich immer da, wo zufällig noch Platz war. Das konnte die Couch sein oder die Abstellkammer oder eine Ecke im Schlafzimmer meiner Schwestern. Manchmal schlief sie einfach auf der Schmutzwäsche.

Es war unmöglich, im amerikanischen Alltag Parallelen zu so einem Da-

sein zu finden – ausser in Film und Fernsehen, wenn Sklaven vorkamen. Ich erinnere mich an einen Western mit dem Titel «Der Mann, der Liberty Valance erschoss». Darin spielt John Wayne den raubeinigen Rancher Tom Doniphon, der mit seinem Knecht Pompey (Doniphon nennt ihn seinen «Boy») praktisch nur im Befehlston kommuniziert: Los, nimm ihn hoch, Pompey. Pompey, geh mal zu Doc Willoughby. An die Arbeit, aber schnell. Der demütige Pompey wiederum redet seinen Herrn stets mit «Mistah Tom» an. Gleichwohl ist ihre Beziehung hochkomplex. So verbietet Tom seinem Pompey einerseits den Schulbesuch, verteidigt andererseits aber Pompeys Anwesenheit in einem Saloon nur für Weisse. Gegen Ende zieht Pompey seinen Herrn aus der brennenden Ranch, offenbar fürchtet und liebt er ihn gleichermassen und betrauert später seinen Tod. Diese Figur geht mir seither nicht mehr aus dem Sinn, und ich weiss noch, wie ich dachte: Lola ist Pompey, Pompey ist Lola.

Eines Abends erfuhr Vater, dass meine neunjährige Schwester Ling noch kein Abendessen gehabt hatte. Er schnauzte Lola an. «Ich wollte ja, dass sie etwas isst», sagte Lola, als sich mein Vater vor ihr aufbaute. Doch ihre schwache Rechtfertigung erboste ihn nur noch mehr, und er versetzte ihr einen Schlag an die Schulter. Lola lief aus dem Zimmer, und ich konnte noch lange ihr Heulen hören. Ein Schmerzenston wie bei einem Tier.

«Aber Ling hat selber gesagt, dass sie keinen Hunger hat», sagte ich.

Meine Eltern blickten mich beunruhigt an, und ich verspürte jenes Zucken im Gesicht, das für gewöhnlich den Tränen vorausgeht. Nur diesmal wollte ich auf keinen Fall weinen. In Mutters Augen blitzte etwas auf, das ich so nicht kannte. Eifersucht?

«Du verteidigst sie auch noch?», rief mein Vater.

«Ling hat gesagt, sie habe keinen Hunger», wiederholte ich, nicht sehr laut, eher im Flüsterton.

Ich war dreizehn damals. Es war das erste Mal, dass ich mich für die Frau einsetzte, die Tag und Nacht über mich gewacht hatte. Die mich mit philippinischen Volksliedern in den Schlaf gewiegt, die mich angezogen, zur Schule gebracht und wieder abgeholt

Lola (im Bild) wurde von den Kindern wie eine Mutter geliebt, weshalb sie von der leiblichen Mutter nur noch mehr gequält wurde.



hatte, die mir mein Essen kochte. Einmal, als ich krank war und zu schwach, etwas zu mir zu nehmen, kaute sie mir das Essen sogar vor, fütterte mich damit. Einen langen Sommer musste ich an beiden Beinen eine Gipsschiene tragen. Sie wusch mich, brachte mir mitten in der Nacht meine Medizin und begleitete mich durch die Leidenszeit, obwohl ich kein einfacher Patient war. Sie beklagte sich nie, verlor nie die Geduld, kein einziges Mal.

Sie jetzt so weinen zu hören, brach mich um den Verstand.

In der alten Heimat sahen meine Eltern keinen Grund, ihre Misshandlungen zu kaschieren. In Amerika gingen sie mit Lola eher noch grausamer um – nur wissen durfte es niemand.

Wenn Gäste kamen, ignorierten sie sie oder erfanden auf Fragen eine nichts-sagende Erklärung und wechselten das Thema. Fünf Jahre lebten wir in North Seattle, und die Misslers, unsere lebenslustigen Nachbarn, brachten uns die Grundlagen amerikanischer Freizeitgestaltung nahe. Dazu zählten Lachsfischen, Rasenmähen und die Football-Übertragungen im Fernsehen, einschliesslich lautstarker Fan-Unterstützung. Unterdessen servierte Lola still Häppchen und Getränke, wofür sich meine Eltern freundlich bedankten, bevor Lola wieder in der Küche verschwand. «Was habt ihr da eigentlich für eine Perle?», fragte Vater

Missler, genannt Big Jim, einmal. Dads Antwort: Es sei eine Verwandte von zu Hause. Aber sehr, sehr schüchtern.

**B**illy Missler, mein bester Freund zu dieser Zeit, kaufte ihm das schon längst nicht mehr ab. Er war oft genug bei uns gewesen, manchmal ganze Wochenenden, dass ihm die Wahrheit, unser fürchterliches Geheimnis, nicht verborgen blieb. Einmal hörte er Geschrei aus der Küche und stiess, als er nachsah, auf meine wutentbrannte Mutter und Lola, die sich zitternd in eine Ecke geflüchtet hatte. Ich kam kurz darauf hinzu und sah in seiner Miene eine Mischung aus peinlichem Berührtsein und Hilflosigkeit. Ich aber winkte ab und sagte: «Nicht wichtig.»

Sie tat ihm leid. Er schwärmte von ihrem Essen und brachte sie zum Lachen, sooft er konnte. Wenn er bei uns übernachtete, machte sie ihm sein philippinisches Lieblingsgericht, Beef Tapa mit Reis. Kochen war Lolas einzige Ausdrucksmöglichkeit. Bei Lola wusste ich immer, *wie* eine Mahlzeit gemeint war – als blosser Verpflegung oder als Liebesbeweis.

Einmal, als ich sagte, Lola sei eine entfernte Tante, erinnerte er mich daran, dass ich sie bei der ersten Begegnung als meine Grossmutter vorgestellt hatte.

«Na ja, sie ist irgendwie beides», sagte ich vage.

«Warum arbeitet sie die ganze Zeit?»

«Sie macht das gern», sagte ich.

«Dein Dad und deine Mom schreien sie aber nur an. Warum?»

«Sie hört nicht mehr so gut.»

Die Wahrheit hätte uns blossgestellt. In den ersten zehn Jahren lernten wir die Kultur dieses Landes kennen und versuchten, uns anzupassen. Eine Haussklavin entsprach definitiv nicht dieser Kultur. Diese Unvereinbarkeit weckte in mir einen bösen Verdacht: Was waren wir eigentlich für Menschen? Und welchen Wert hatte das Land, aus dem wir stammten? Verdienten wir es, im *Land of the Free* aufgenommen zu werden? Auf einmal schämte ich mich meiner Herkunft, meiner stillschweigenden Komplizenschaft. Ass ich nicht das Essen, das sie kochte? Trug ich nicht die Kleidung, die

Wenn Gäste fragten, wer die schweigsame Frau sei, die das Essen auftrug und sonst allein in der Küche sass, sagten die Eltern (Mitte): eine Verwandte. Und sehr schüchtern.



sie wusch und gebügelt in den Schrank legte? Andererseits: Sie nicht mehr zu haben, wäre eine Katastrophe gewesen.

**E**s gab noch einen weiteren Grund für die Geheimhaltung: 1969, fünf Jahre nach unserer Ankunft in den USA, waren Lolas Reisedokumente abgelaufen. Sie besass nur das Visum für Hausangestellte von Diplomaten, ihr Aufenthalt hing am Diplomatenstatus meines Vaters. Und diesen Status hatte er nicht mehr. Vater kündigte und stellte für sich und die Familie einen Antrag auf dauerhafte Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung, nur Lola war dort nirgendwo vorgesehen. Eigentlich hätte er sie zurückschicken müssen.

Lolas Mutter Fermina war schon 1973 gestorben, ihr Vater Hilario folgte 1979. Lola hätte verzweifelt gern von ihnen Abschied genommen, aber jedes Mal bekam sie von meinen Eltern zu hören: Sorry, kein Geld, keine Zeit, die Kinder bräuchten sie. Zudem fürchteten meine Eltern die Konsequenzen, wie sie mir später sagten: Sobald die amerikanischen Behörden von Lola erfuhren (also spätestens am Flugha-

fen), mussten sie selber mit der Ausweisung rechnen. Also schoben sie Lola in die Illegalität. Ihr Status änderte sich in TNT, die philippinische Abkürzung für *tago nang tago* – untergetaucht. Beinahe 20 Jahre war sie TNT.

Nach jedem Todesfall versank Lola monatelang in Depressionen. Sie redete kaum, reagierte nicht einmal, wenn meine Eltern sie drangsalierten. Die Pein hörte deswegen aber nicht auf. Lola zog nur den Kopf ein und machte weiter ihre Arbeit.

Mit dem Ausscheiden meines Vaters aus dem diplomatischen Dienst begann eine turbulente Periode. Je knapper das Geld wurde, desto mehr stritten meine Eltern. Immer wieder mussten wir umziehen. Von Seattle ging es nach Honolulu, von Honolulu zurück nach Seattle und anschliessend in die Bronx. Am Ende landeten wir in Umatilla, einem gottverlassenen Kaff in Oregon. Einwohnerzahl: 750. Grösste Attraktion: der Truck-Stop. In dieser Zeit arbeitete meine Mutter fast rund um die Uhr, erst als Ärztin im Praktikum, dann als Ärztin in Weiterbildung. Auch Vater war oft tagelang nicht da, meistens we-

gen irgendwelcher Jobs oder, wie später herauskam, wegen irgendwelcher Frauengeschichten. Und wegen anderer Geschichten. Einmal kam er nach Hause und sagte, er habe den Familienkombi beim Blackjack verloren.

Lola war oft die einzige Erwachsene im Haus. Sie kannte uns und unser Leben besser als unsere Eltern. Für uns war in deren Kopf kein Platz mehr. Wir brachten unsere Freunde mit nach Hause, und Lola wusste auf diese Weise immer, was abging. Allein aus unseren Unterhaltungen kannte sie den Namen jedes Mädchens, in das ich zwischen der sechsten und zwölften Klasse verknallt war.

Als ich fünfzehn war, verliess uns Vater endgültig. Ich wollte es erst nicht glauben, aber nach 25 Ehejahren liess er Mutter und uns im Stich. Bis zu Mutters Approbation dauerte es noch ein Jahr, und ihr Fachgebiet, innere Medizin, war nicht gerade lukrativ. Da Vater keinen Unterhalt zahlte, blieb Geld ein Problem. Tagsüber riss sich Mutter zusammen, aber abends zerfloss sie in Selbstmitleid. Und wer stand bereit, ihr Trost zu spenden? Lola. Sie umsorgte sie noch mehr als früher, kochte, was Mutter am liebsten mochte, und räumte ihr Schlafzimmer auf, bis selbst Mutter nichts mehr zu nörgeln hatte. Manchmal spätabends überraschte ich die beiden in der Küche, wie sie über Vater herzogen und sich, teils amüsiert, teils erbittert, seine Verfehlungen von einst erzählten.

Eines Nachts hörte ich Mutter weinen und fand sie im Wohnzimmer – in Lolas Armen. Lola redete beruhigend auf sie ein, wie auf uns, als wir klein waren. Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte, und ging schnell wieder auf mein Zimmer, voll Angst um meine Mutter, voll Bewunderung für Lola.

**D**oods, der Fahrer, summte vor sich hin. Ich musste für eine Minute weggedämmert sein und erwachte zu seiner heiteren Melodie. «Noch zwei Stunden», sagte er. Ich kontrollierte den Baumwollbeutel. Die Plastikbox war noch da. Vor uns die freie Strasse. Ich sah auf die Uhr. «Vor zwei Stunden sagten Sie auch schon, es dauert noch zwei Stunden.» Doods summte nur.

Mir war es recht, dass er den Zweck meiner Reise nicht kannte, mein innerer Zwiespalt war schon

gross genug. Letztlich war ich nicht besser als meine Eltern. Ich hätte für Lola mehr tun, hätte ihr Leben wirklich verbessern können. Ich hätte meine Eltern anzeigen können. Damit hätte ich unsere Familie auf der Stelle zerstört. Stattdessen hielt ich, hielten wir alle den Mund, und unsere Familie ging *langsam* kaputt.

Doods deutete auf einen dunklen Umriss in der Ferne. Monte Pinatubo. Ich war schon 1991 hier gewesen, um über die Folgen des Vulkanausbruchs zu berichten, des zweitgrössten im 20. Jahrhundert. Noch mehr als zehn Jahre danach gab es gigantische Schlammströme, die uralte Dörfer begruben, Täler verschütteten und das Ökosystem der betroffenen Regionen zerstörten. Einzelne Schlammströme drangen bis in die Vorgebirge der Provinz Tarlac vor, Heimat nicht nur von Lola, sondern auch meiner Mutter.

Ein paar Jahre nach der Trennung unserer Eltern heiratete meine Mutter erneut und verlangte wie selbstverständlich, dass Lolas Lehnspflichten auch auf ihren neuen Ehemann übergingen, einen kroatischen Immigranten namens Ivan, den sie über eine Freundin kennen gelernt hatte. Ivan hatte keinen Schulabschluss, dafür aber vier Ehen hinter sich und war ein notorischer Spieler. Mit dieser Heirat hatte er sozusagen den Jackpot gewonnen – finanziert von meiner Mutter und persönlich bedient von Lola.

Doch Ivan brachte bei Lola eine Seite zum Vorschein, die ich noch nicht erlebt hatte. Seine Ehe mit meiner Mutter war von Anfang an konfliktbeladen, und Geld, insbesondere sein verschwenderischer Umgang mit *ihrer* Geld, war die Hauptursache. Einmal während eines Streits brach meine Mutter in Tränen aus, doch Ivan brüllte weiter auf sie ein. Da kam Lola, stellte sich vor meine Mutter und herrschte ihn an: «Ivan!» Mehr nicht, dieses eine Wort genügte. Ivan blickte Lola unsicher an und setzte sich.

Meine Schwester Inday und ich hingegen waren machtlos gegen ihn. Ivan war ein 120-Kilo-Brocken. Wenn er seine Baritonstimme erhob, wackelten die Wände. Nur Lola vermochte ihn zum Schweigen zu bringen. Doch von Ausnahmen abgesehen, diente sie Ivan wie von Mom gewünscht. Ich ertrug nur schwer, wie sie sich einem Frem-

den unterwarf und dann noch einem Typen wie Ivan.

Doch was zwischen meiner Mutter und mir schliesslich zur Explosion führte, hatte zunächst einen eher banalen Grund. Meine Mutter reagierte schon immer ungnädig, wenn Lola krank war. Vieles blieb liegen, die Kosten waren ein zusätzliches Ärgernis. Dann beschuldigte sie Lola zu simulieren oder gab ihr gar die Schuld an ihrer Krankheit, weil sie sich gehen liess. Die zweite Variante kam Ende der Siebzigerjahre zum Einsatz, als Lolas Zähne ausfielen. Dies kam nicht ganz unerwartet, denn Lola klagte bereits seit Monaten über Zahnschmerzen.

«Siehst du, so was passiert, wenn man sich nie richtig die Zähne putzt», sagte meine Mutter.

**I**ch sagte, Lola müsse dringend zum Zahnarzt. Sie war über fünfzig und in ihrem Leben noch nie in einer Zahnarztpraxis gewesen. Mein College lag nur eine Autostunde entfernt, entsprechend oft war ich zu Hause und sprach das Thema an. So verging ein Jahr, dann noch eins. Lola nahm nun täglich Aspirin gegen die Schmerzen. Eines Abends, als ich mitansetzen musste, wie sie ihr Brot nur auf einer Seite kaute, weil sich dort die letzten intakten Backenzähne befanden, verlor ich die Geduld.

Mutter und ich stritten bis in die Nacht, was weder bei ihr noch bei mir ohne Tränen abging. Sie sagte, sie habe die Nase voll, ständig für alle zu schufte, ganz besonders aber habe sie die Nase voll von Kindern, die stets für Lola Partei ergriffen. Warum wir unsere Lola nicht einfach mitnahmen, sie, meine Mutter, habe Lola ohnehin nie haben wollen. Am Ende sagte sie, sie verfluche den Tag, an dem sie so einen scheinheiligen Weltverbesserer wie mich zur Welt gebracht habe.

Der Vorwurf sass, aber die Retourkutsche kam sofort. Denn wenn hier einer scheinheilig war, dann sie. Ihr ganzes Leben sei eine einzige Masquerade, schleuderte ich ihr entgegen. Und falls sie mal für eine Minute ihr Selbstmitleid einstellen könnte, würde sie bemerken, dass Lola gerade sämtliche Zähne aus dem Mund faulten. Und bei dieser Gelegenheit würde sie vielleicht sogar etwas Grundsätzliches

verstehen: Lola war ein Mensch. Ihr Daseinszweck bestand nicht darin, Sklavin ihrer Herrin zu sein.

«Sklavin?», antwortete meine Mutter. Das Wort schien in ihrem Kopf zu arbeiten. «Sklavin?»

Die Diskussion endete damit, dass sie erklärte, ich könne ihr Verhältnis zu Lola ohnehin nicht verstehen. Nie. Nie im Leben würde ich das verstehen. Ihre Stimme klang so heiser geschrien und gequält, dass sich mir selbst nach all den Jahren der Magen zusammenzieht. An diesem Abend hasste ich meine Mutter. Und ich sah ihr an, dass sie mir gegenüber dasselbe empfand.

Dieser Streit bestärkte Mutter in ihrem Wahn, ihr seien von Lola die Kinder gestohlen worden – wofür Lola nun büssen sollte. Mutter nahm sie noch härter ran und hielt ihr immer wieder vor: «Na, bist du jetzt zufrieden? Deine Kinder hassen mich.» Lola bei der Hausarbeit zu helfen, ging für uns gar nicht. Sofort ätzte Mutter: «Geh schlafen, Lola. Du hast weiss Gott genug getan. Deine Kinder sorgen sich um dich.» Nachher zitierte sie Lola in ihr Zimmer, das Lola später mit geröteten Augen verliess. Am Ende bat uns Lola, ihr nicht mehr zu helfen.

«Warum bleibst du noch hier?», fragten wir sie.

«Wer soll denn dann Essen kochen?», fragte sie. Ein andermal antwortete sie: «Wo sollte ich hin?» Ihre Angehörigen auf den Philippinen wollten von ihr wissen, wieso die versprochene Hilfe nie gekommen war. Überhaupt fragte man sich daheim, was aus ihr geworden war. Lola schämte sich, zu ihnen zurückzukehren.

In Amerika kannte sie niemanden und hatte auch kein Fortbewegungsmittel. Telefone verwirrten sie. Gegensprechanlagen, Geld- oder Fahrkartenautomaten lösten Panikattacken aus. Schnell sprechende Leute machten sie ebenso stumm wie ihr gebrochenes Englisch den Durchschnittsamerikaner. Sie konnte ohne Hilfe keinen Termin vereinbaren, keine Reise planen, kein Formular ausfüllen, sie scheiterte bereits an der Bestellung einer Mahlzeit.

Ich besorgte Lola eine Partnerkarte für den Geldautomaten und erklärte ihr deren Gebrauch. Sie schaffte es mit

viel Hilfe, aber allein war sie überfordert und versuchte es nie wieder. Die Karte bewahrte sie aber auf, denn sie war ein Geschenk von mir.

Ähnlich ging es mit unseren Fahrstunden. Sie winkte sofort ab. Selber Auto fahren? Absurd. Ich musste sie eigenhändig zum Auto tragen und ans Steuer setzen, was so lustig war, dass wir beide lachen mussten. Zwanzig Minuten lang erklärte ich ihr die Schalter und Anzeigen. Ihre Belustigung gefror und wurde zu Angst, als ich den Zündschlüssel drehte und das Armaturenbrett aufleuchtete. Schliesslich ergriff sie die Flucht und rannte ins Haus. Ich probierte es noch mehrere Male, aber dann nicht mehr.

Ich dachte, Mobilität würde ihr Leben verändern, ihr die Welt erschliessen. Und wenn es hart auf hart kam mit meiner Mutter, konnte sie für immer davonfahren.

**I**ch holte die Strassenkarte hervor und fuhr mit dem Finger die Strecke nach der kleinen Stadtgemeinde Mayantoc nach, dem Ziel unserer Reise. Draussen Reisfelder mit winzigen gebeugten Gestalten, krumm geschlagene Nägel, Arbeiter, welche die Ernte einfahren wie vor Jahrtausenden. Nicht mehr lang, und wir waren wirklich da.

Nervös trommelte ich mit den Fingern auf der Plastikbox und bereute, keine echte Urne gekauft zu haben, etwas Würdiges aus Rosenholz oder Porzellan. Was würden Lolas Leute denken? Es waren ja nicht viele, die noch lebten. Es gab eine Schwester in der Gegend, Gregoria, 98 Jahre alt. Verwandte berichteten mir, bei dem Namen Lola müsse sie weinen, wisse aber schon im nächsten Moment nicht mehr, warum.

Lola war vor fünf Jahren gestorben, trotzdem hatte ich bislang noch nie richtig Abschied genommen. Dieser Tag war nun gekommen, das wusste ich. Schon auf der Fahrt hätte ich am liebsten geheult, allein die Anwesenheit von Doods hinderte mich daran. Grösser als die Scham über meine Familie (Was hatten sie Lola angetan?), grösser als die Angst vor ihrer Familie (Wie würden die Leute auf mich reagieren?) war dieses grenzenlose Gefühl von Verlust. Mir war, als wäre Lola erst gestern gestorben.

Doods bog nach Nordwesten auf den Romulo Highway ein und fuhr in

Camiling scharf links ab. Lieutenant Tom und Mom stammten aus Camiling. Die Strasse wurde einspurig, Schotter wurde zu Lehm. Die Piste folgte dem Camiling River, vorbei an Bambushütten, vor uns grüne Hügel. Wir hatten unser Fahrtziel erreicht.

Schon bei Moms Begräbnis hatte ich die Totenrede gehalten. Ich sagte nichts, was nicht der Wahrheit entsprach. Ich erwähnte ihren Mut und ihre Lebenslust und dass sie es nicht immer leicht gehabt, aber stets das Beste daraus gemacht hatte. Dass ihr heiteres Naturell ansteckend war. Dass Worte nicht hinreichten und dass ich ihr gern für alles Dank gesagt hätte und dass wir sie alle liebten.

Von Lola sagte ich nichts. Es war genauso wie bei meinen Besuchen in Mutters letzten Lebensjahren, ich strich Lola einfach aus meinem Gedächtnis. Nur so konnten wir weiter Mutter und Sohn bleiben, was ich ja wollte, vor allem nachdem sich Mitte der Neunzigerjahre ihr Zustand verschlechtert hatte. Brustkrebs. Dazu eine akute myeloische Leukämie, ein Blutkrebs, der ihr fast über Nacht jede Energie raubte.

Nach unserem grossen Zerwürfnis kam ich nur noch selten nach Hause, und mit dreiundzwanzig zog ich nach Seattle. Doch bei jedem Besuch bemerkte ich kleine Änderungen. Einerseits blieb sie sich natürlich treu, Mutter war Mutter, aber nicht mehr so erbarmungslos. Lola trug inzwischen einen makellosen Zahnersatz, und ihr eigenes Zimmer hatte sie auch. Mutter half sogar, als wir alle zusammen Lolas prekären TNT-Status beenden wollten. Die neuen Einwanderungsbestimmungen unter Ronald Reagan machten es möglich, dass «Altfälle» wie Lola hoffen durften, ihren Aufenthalt in den USA zu legalisieren. Es war ein langwieriger Prozess, doch im Oktober 1998, vier Monate nach der Leukämiediagnose meiner Mutter, erhielt Lola die amerikanische Staatsbürgerschaft. Mutter hatte da noch ein Jahr zu leben.

In dieser Zeit fuhren sie und Ivan oft nach Lincoln City an der Küste von Oregon, und manchmal nahmen sie Lola mit. Lola liebte das Meer. Weit draussen, hinter dem Horizont, lagen die Inseln, von denen sie träumte. Wenn es meiner Mutter gut ging, ging es auch Lola gut. Ein Nachmittag an



der See oder ein Plausch in der Küche über alte Zeiten, und Lola vergass Jahre des Elends.

Mir fiel das Vergessen weniger leicht. Aber nach und nach sah ich meine Mutter in einem anderen Licht. Kurz vor ihrem Tod übergab sie mir ihre Tagebücher, zwei grosse Holzkisten voll. Während sie in ihrem Krankenbett schlief, blätterte ich durch die Seiten und entdeckte Dinge, die ich seit Jahren nicht sehen wollte. Sie hatte Medizin studiert zu einer Zeit, als noch nicht viele Frauen das taten. Sie war nach Amerika aufgebrochen und musste sich die kleinste Anerkennung mühsam erwerben, als Frau ebenso wie als Ärztin, als philippinische zumal.

Zwanzig Jahre lang war sie am Fairview Training Center, einer staatlichen Behindertenschule. Ausgerechnet sie, die Sklavenhalterin, kümmerte sich um die Underdogs. Und sie verehrten sie dort. Kolleginnen wurden zu besten Freundinnen. Sie alberten herum, gingen gemeinsam Schuhe shoppen und schmissen Kostümpartys, wo Badeseifen in Penisform und Wandkalender mit halb nackten Kerlen übliche Mitbringsel waren – worüber sie sich vor Lachen kugelten. Die Partyfotos konfrontierten mich mit einem ungewohnten Gedanken: Die Frau, die meine Mutter war, hatte ein Leben und eine Identität abseits von Familie und Lola.

Aber sie schrieb auch detailliert über jedes ihrer Kinder und wie sie gerade zu ihm stand, stolz oder liebevoll oder auch verärgert. Ganze Kladden waren ihren Ehemännern gewidmet, die sie als komplexe Charaktere in ihrer Biografie zu begreifen suchte. Wir alle waren irgendwie wichtig, nur Lola nicht. Sie war Treibgut, das zufällig bei ihr gestrandet war. Sofern Lola überhaupt Erwähnung fand, dann als Beiwerk in der Geschichte eines Dritten. «Heute Morgen hat Lola meinen kleinen Schatz Alex in die neue Schule gebracht. Ich hoffe nur, er findet dort schnell Anschluss, damit er über unseren erneuten Umzug hinwegkommt.»

Am Tag vor ihrem Tod kam ein katholischer Priester, um ihr die Sterbesakramente zu spenden. Lola sass neben dem Bett und hielt eine Tasse mit Strohalm, falls Mom trinken wollte. In der ganzen Zeit war sie besonders aufmerksam und freundlich zu ihr. Sie hätte Moms Gebrechlichkeit ausnutzen,

hätte ihr die früheren Grausamkeiten sogar mit gleicher Münze heimzahlen können, doch sie tat das Gegenteil.

Der Priester fragte Mom, ob es etwas gab, das sie vergeben oder worum sie um Vergebung bitten wolle. Die Augen unter den schweren Lidern suchten das Zimmer ab, aber sie sagte nichts. Dann, ohne Blick für Lola, legte sie ihr die offene Hand auf den Scheitel. Aber sie sprach kein einziges Wort.

**L**ola war 75, als sie zu mir kam. Ich war inzwischen verheiratet, hatte zwei Töchter und wohnte in einem gemütlichen Haus am Waldrand. Lola bekam ein eigenes Zimmer und absolute Freiheit, zu tun und lassen, was immer sie wollte, ausschlafen, den ganzen Tag Soaps gucken oder einfach faulenz. Zum ersten Mal in ihrem Leben sollte sie keine Pflichten haben. Ich hätte wissen müssen, dass es so einfach nicht ging.

So hatte ich die kleinen Eigenheiten vergessen, die mich schon immer an ihr nervten. Etwa ihre ewige Mahnung, einen Pullover anzuziehen, weil ich mich sonst erkältete. (Ich war über vierzig!) Dann ihr altes Lied über Vater und Ivan: Mein Vater war ein fauler Sack, Ivan ein ekelhafter Blutsauger. Liessen sich diese Tiraden noch entschärfen, so war ihre fanatische Sparsamkeit kaum zu ignorieren. Sie konnte nichts wegschmeissen, durchsuchte gar die Mülltonne nach Sachen, die noch gut waren, wie sie meinte. Selbst Haushaltspapier wollte sie auswaschen und wiederverwenden. Unsere Küche wurde zum Endlager von Supermarkttüten, Joghurtbechern und Gurkengläsern.

Jeden Morgen machte sie uns ein grosses Frühstück, obwohl keiner von uns mehr ass als eine Banane oder einen Müsliriegel, weil wir immer spät dran waren. Sie machte die Betten, sie machte die Wäsche. Sie putzte im ganzen Haus. Ich sagte zu ihr: «Lola, du musst das nicht tun.» «Lola, diese Sachen erledigen wir schon.» «Lola, lass das die Kinder machen.»

Sie sagte: «Okay» – und machte weiter.

Es irritierte mich, wenn ich sie dabei ertappte, wie sie ihre Mahlzeiten in der Küche und im Stehen einnahm. Oder wenn sich ihre Anspannung und ihr Arbeitstempo erhöhten, sobald ich das Zimmer betrat. Ich musste ihr den

Putzlappen aus der Hand nehmen und sie geradezu nötigen, sich hinzusetzen – offenbar gab es einige grundlegende Dinge zu klären.

Ich sagte: «Lola, hör mal. Ich bin nicht mein Vater. Und du bist nicht unser Haussklave.» Ich nannte Beispiele von Tätigkeiten, die genau dies vermuten liessen. Als ich merkte, wie erschrocken sie war, nahm ich ihr alarmiertes Elfengesicht in beide Hände und küsste sie auf die Stirn. «Das ist jetzt dein Zuhause», sagte ich. «Du musst uns nicht mehr bedienen. Entspann dich, okay?»

«Okay», sagte sie – und machte sich unverzüglich an die Arbeit.

Sie kannte es nicht anders. Es war ihre einzig mögliche Existenzform. Und den guten Rat («Entspann dich mal») konnte ich mir auch selber geben. Wenn sie also um jeden Preis Frühstück machen will, lass sie. Bedank dich, und hilf ihr beim Abwasch. Aber es war ein Grundsatz, den ich erst nach längerer Übung verinnerlichte: Lass sie einfach in Ruhe.

Eines Abends kam ich nach Hause und sah, dass sie es sich im Wohnzimmer mit einer Tasse Tee gemütlich gemacht hatte und auf der Couch ein Worträtsel löste. Der Fernseher lief im Hintergrund. Sie sah kurz zu mir herüber, grinste linksch mit ihrer brillantweissen Vollprothese, liess sich ansonsten aber nicht stören. Wir machen Fortschritte, dachte ich.

Hinterm Haus legte sie einen Garten an, mit Rosen, Tulpen, Orchideen. Ganze Nachmittage konnte sie dort verbringen. Sie unternahm Spaziergänge in die nähere Umgebung und erkundete ihre Nachbarschaft, was mit 80 und ihrer Arthritis nur noch mit Gehstock ging. Eine grosse Änderung vollzog sich in der Küche: Sie war nicht mehr der Schnellimbiss, der jederzeit jede gewünschte Mahlzeit auf den Tisch zauberte, sondern verstand sich nun als Starköchin, die nur dann den Löffel ergriff, wenn sie die Inspiration überkam. Dann aber kreierte sie jedes Mal ein opulentes Mahl und freute sich, wenn es uns schmeckte.

Wenn ich an ihrem Zimmer vorbeikam, hörte ich oft die Musikkassette mit philippinischen Volksliedern. Immer nur diese eine Kassette. Ich

wusste, dass sie fast ihr ganzes Geld nach Hause schickte – von meiner Frau und mir erhielt sie wöchentlich 200 Dollar. Eines Nachmittags sah ich, wie sie draussen im Liegestuhl über einem Foto von ihrem Dorf träumte, das ihr jemand geschickt hatte.

Ich fragte: «Möchtest du mal nach Hause fahren, Lola?»

Sie drehte das Foto um, fuhr mit dem Finger über die Wörter, die der Absender auf die Rückseite geschrieben hatte, und sagte, indem sie wieder auf das Bild sah: «Ja, das würde ich gern.»

Kurz nach ihrem 83. Geburtstag buchte ich für sie den Flug nach Manila. Ich wollte einen Monat später nachkommen, um sie wieder abzuholen – falls sie zurückwollte. Der unausgesprochene Zweck der Reise bestand darin auszutesten, ob der Ort ihrer Träume tatsächlich wieder Heimat werden konnte.

Sie fand die Antwort. «Nichts ist mehr so wie früher», sagte sie, als wir gemeinsam durch Mayantoc spazierten. Die kleinen Gehöfte waren alle weg, das Haus ihrer Kindheit ebenso. Ihre Eltern und die meisten Geschwister lebten nicht mehr. Die Freunde von damals, sofern noch am Leben, erkannten sie kaum wieder. Es war schön, sie zu besuchen, aber sonst war alles... so anders.

«Möchtest du lieber zurück zu deinem Garten?», fragte ich.

«Ja. Gehen wir.»

Lola liebte meine Töchter, so wie sie mich und meine Geschwister einst geliebt hatte. Nach der Schule hörte sie sich ihre Geschichten an und machte ihnen etwas zu essen. Und anders als meine Frau und ich (ich vor allem) ging sie gern zu Schulkonzerten und Theateraufführungen. Sie bewahrte sogar die Programmhefte auf, so sehr genoss sie den ganzen Wirbel.

Es war einfach, Lola glücklich zu machen. Wir nahmen sie mit auf unseren Familienurlaub, aber ein Besuch auf dem Bauernmarkt unten im Ort tat es auch. Auf jedem kleinen Ausflug verwandelte sie sich in kleines Kind, das sich nicht sattsehen konnte: «Jetzt guckt euch diese Zucchini an!» Ihre allererste Handlung an jedem Morgen: Sie zog alle Jalousien hoch und stand lange vor dem Ausblick. Lesen brachte

Nach dem Tod seiner Mutter nahm der Autor Lola zu sich heim. Dort musste sie nicht mehr arbeiten – konnte aber gar nicht mehr anders.



sie sich selbst bei, es war unfassbar. Irgendwie hatte sie über die Jahre gelernt, welche Laute mit welchen Buchstaben verbunden waren. Sie war süchtig nach Buchstabengittern, wo man in einem Meer von Zeichen die sinnvollen Wörter einkreisen musste. In ihrem Zimmer lagen stapelweise Hefte mit Tausenden gelöster Rätsel, immer mit Bleistift. Jeden Tag sah sie die Nachrichten und lauerte auf Wörter, die sie schon kannte. Jeden Treffer glich sie mit gedruckten Wörtern aus der Zeitung ab, die Bedeutung ergab sich dann schnell. Irgendwann las sie täglich die Zeitung von vorn bis hinten. Dabei meinte Dad früher immer, sie sei etwas schlicht gestrickt. Heute frage ich mich, was aus ihr hätte werden können, wenn sie lesen und schreiben gelernt hätte, statt vom achten Lebensjahr an in einem Reisfeld zu stehen.

In den zwölf Jahren, in denen sie bei uns war, löcherte ich sie mit per-

sönlichen Fragen, um daraus nach und nach so etwas wie eine Lebensgeschichte zusammensetzen. Sie fand diese journalistische Angewohnheit immer befremdlich. Auf meine Fragen antwortete sie häufig mit einer Gegenfrage: «Und warum?» Was interessierte mich ihre Kindheit? Warum wollte ich unbedingt wissen, wie das war, damals, als sie Lieutenant Tom zum ersten Mal begegnete.

**A**uf Lolas Liebesleben wollte ich meine Schwester Ling ansetzen. Ich dachte, von Frau zu Frau redete es sich sicher angenehmer. Aber Ling lachte nur, und ich blieb mit meinem Problem allein. Einmal, als Lola und ich die Einkäufe einräumten, fragte ich sie unvermittelt: «Sag mal, Lola, warst du eigentlich jemals verliebt?» Sie lächelte und erzählte von einem einzigen Mal. Sie war fünfzehn, und es gab da diesen Jungen, Pedro, von einem

Nachbarhof. Monatelang hätten sie Seite an Seite Reis geschnitten. Dabei sei ihr einmal das *bolo*, ein Werkzeug, in den Schlamm gefallen und Pedro habe es aufgehoben. «Er gefiel mir», sagte sie.

Stille.

«Und?»

«Dann zog er weg», sagte sie.

«Und weiter?»

«Das ist alles.»

«Lola, hast du jemals Sex gehabt?», hörte ich mich fragen.

«Nein», sagte sie.

Sie war es nicht gewohnt, über sich selbst zu sprechen. «*Katulong lang ako*», sagte sie dann: Ich bin bloss ein Dienstmädchen. Oder sie antwortete einsilbig. Um den simpelsten Sachverhalt aus ihr herauszuquetschen, brauchte es zwanzig Fragen und massenhaft Zeit, manchmal Wochen.

Immerhin bekam ich Folgendes heraus: Die unmenschliche Behandlung durch meine Mutter verzieh sie ihr nie. In jüngeren Jahren war sie oft so allein, dass sie nur noch weinte. Ich wusste auch, dass es eine Zeit gab, als sie noch von der Liebe träumte. Ich sah das an der Art, wie sie nachts die Arme um ihr Kissen schlang. Doch das abschreckende Beispiel von Mutters Männern gab ihr zu denken: Vielleicht war sie allein doch besser dran.

Vielleicht wäre in Mayantoc alles anders gekommen. Sie hätte geheiratet, hätte Kinder gehabt wie ihre Geschwister. Aber vielleicht eben auch nicht, wer wusste das schon? Francisca und Zepriana, ihre jüngeren Schwestern, wurden beide krank und starben früh. Ihr Bruder Claudio wurde getötet. Warum sich heute noch den Kopf zerbrechen über solche Dinge, fragte sie. «*Bahala na*», sagte sie immer: Komme, was mag. Ihr, Lola, war diese neue Familie in die Quere gekommen. Insgesamt acht Kinder hatte sie in dieser Familie: Mutter, meine vier Geschwister und mich. Und jetzt meine beiden Töchter. Allein für diese acht, sagte sie, hatte sich ihr Leben schon gelohnt.

Niemand von uns rechnete damit, dass sie so plötzlich sterben würde.

Die ersten Anzeichen eines Herzinfarkts machten sich bemerkbar, als sie in der Küche das Abendessen vorbereitete. Ich war kurz zum Einkaufen gefahren. Als ich zurückkam, lag sie bereits

und hatte starke Schmerzen. Nur wenige Stunden später, ehe wir überhaupt begriffen, was passierte, war alles vorbei. Sie starb um 22:56 Uhr. Ihr Todestag war der 7. November, derselbe Tag wie bei Mutter, nur zwölf Jahre später.

Lola wurde 86 Jahre alt. Ich sehe noch ihren Leichnam auf der Bahre, sehe das Emergency-Team um sie stehen und wie ich denke, diese Leute haben keine Ahnung, welches Leben diese dunkelhäutige Frau hatte, die kaum grösser war als ein Kind. Anders als wir hatte sie nie die Möglichkeit, ihren selbstverliebten Ambitionen zu folgen. Doch ausgerechnet mit ihrer kompletten Selbstaufgabe erwarb sie sich unsere rückhaltlose Liebe und Loyalität. Überall in unserer verzweigten Familie gilt sie längst als Heilige.

Es dauerte Monate, bis ich auf dem Dachboden ihren Nachlass gesichtet hatte. In Umzugskartons stiess ich auf Kochrezepte aus den Siebziger, die sie aus Zeitschriften ausgeschnitten hatte, für den Fall, dass sie eines Tages würde lesen lernen. Ich fand Fotoalben mit Bildern meiner Mutter. Urkunden und Auszeichnungen, die wir als Kinder erst gewonnen und dann achtlos weggeworfen hatten – «gerettet» von ihr. Und mir kamen fast die Tränen, als ich ganz unten in einem Karton einen Stoss vergilbter Zeitungsartikel fand, die ich vor Urzeiten geschrieben hatte. Sie konnte damals noch nicht einmal lesen, doch sie hatte alles treulich verwahrt.

**D**oods' Pick-up hielt vor einem kleinen Betonhaus inmitten einer Siedlung aus Holz- und Bambushütten. Ringsum lagen die grünen Reisfelder. Ehe ich aussteigen konnte, strömten die Leute bereits zusammen. Ich hängte mir den Baumwollbeutel mit der Urne über die Schulter, holte tief Luft und öffnete die Wagentür.

«Hier entlang», sagte eine leise Stimme, und man führte mich zu dem Betonhaus. Mindestens zwanzig Leute folgten, junge wie alte, aber überwiegend alte. Drinnen nahmen sie auf den verfügbaren Stühlen und Bänken Platz, bis nur noch die Mitte des Raums frei war, wo ich stand. Ich stand eine Weile so, wartete auf die Hausherrin. Jeder sah mich erwartungsvoll an.

«Wo ist Lola?», tönte es aus einem anderen Zimmer. Im nächsten Moment

kam eine Frau mit Kittelschürze ins Zimmer und lächelte mich an. Es war Ebia, Lolas Nichte. Sie umarmte mich und sagte noch einmal: «Wo ist Lola?»

Ich nahm den Beutel mit der Asche und gab ihn ihr. Immer noch lächelnd sah sie mir ins Gesicht, nahm den Beutel und ging damit zu einer Bank, wo sie sich setzte. Sie holte die Plastikbox hervor und besah sie von allen Seiten. «Und wo ist Lola?», fragte sie leise. Hier in der Provinz wird kaum jemand kremiert. Ebia wusste wohl nicht, wie solche sterblichen Überreste aussehen. Sie nahm die Box auf ihren Schoss und beugte sich auf eine Art darüber, dass ich erst dachte, sie wolle sich ausschütten vor Lachen. Doch sie weinte natürlich, sie weinte, dass die Schultern bebten. Und dann entrang sich ihr dieser tiefe, lange, beinahe tierische Klagelaut, den ich schon einmal von Lola gehört hatte.

Ich hatte nicht im Mindesten mit einer solchen Trauer gerechnet. Ehe ich etwas tun konnte, kam schon eine Frau aus der Küche und schlang die Arme um sie. Auch sie stimmte in die Klage ein, dann der ganze Raum. Alte Leute weinten nun hemmungslos, zehn lange Minuten lang. Ich war so fasziniert von dieser Aufwallung, dass ich gar nicht merkte, wie auch mir die Tränen übers Gesicht liefen. Dann erstarben die Schluchzer, und es war wieder still.

Ebia schniefte und erklärte, es sei nun Zeit zu essen. Alle begaben sich in die Küche, mit verweinten Augen zwar, aber auch merkwürdig getröstet und erleichtert, dass jetzt das Geschichtenerzählen beginnen konnte. Ich sah auf den leeren Beutel und wusste, es war richtig, Lola an den Ort zurückzubringen, an dem sie einst geboren wurde.

DM

ALEX TIZON war Journalist und Autor. 1997 gewann er den Pulitzer-Preis. Er starb im März 2017, kurz nachdem er diesen Text beendet hatte.

Deutsch von Marcus Ingendaay

© 2017 The Atlantic  
First published in The Atlantic.  
Distributed by  
Tribune Content Agency, LLC